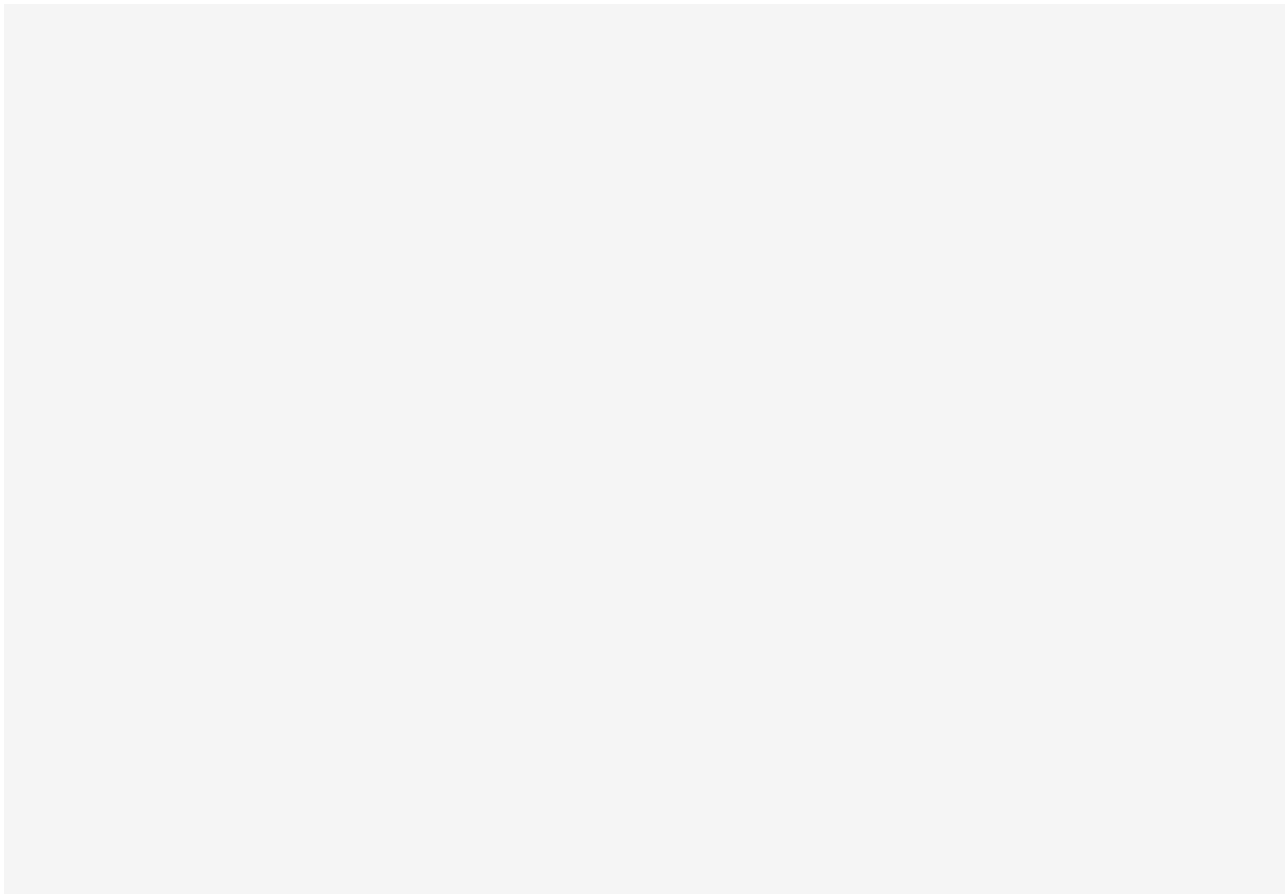


Tausende Freiwillige aus aller Welt kämpfen in der Ukraine auf der Seite des «Guten». Das gab es schon im Spanischen Bürgerkrieg

Warum ist man bereit, für einen fremden Staat zu sterben? Die Frage stellt sich hinsichtlich der internationalen Freiwilligen, die für die Ukraine gegen Russland in den Krieg gezogen sind. Sie findet eine Antwort bei denjenigen, die im Spanischen Bürgerkrieg für die Republik in den Reihen der Internationalen Brigaden kämpften.

Kersten Knipp

02.05.2022, 05.30 Uhr



Die Begeisterung junger Menschen, unter jungen Menschen zu sein. – Anarchistische Milizen, 1936.

Fox Photos / Hulton Archive /
Getty

Raketen von nie gekannter Feuerkraft, eine Wucht, die alles in den Schatten stellt. Angriffe dieser Art dürften Angehörige seiner Generation wohl noch nie erlebt haben, so schildert ein freiwilliger Ukraine-Kämpfer aus England seine Eindrücke. Die Bomben, mit denen Russland auf ukrainische Stellungen zielt, trafen am 13. März auch den Truppenübungsplatz Jaworiw, wo sich junge Männer aus dem Ausland für die Verteidigung gegen den russischen Angriff auf die Ukraine ausbilden liessen. Die Attacke jenes Tages war ein Lehrstück für das, was die Freiwilligen in Zukunft erwarten würde. Für viele, die den Raketenangriff jenes Tages überlebten, war es eine hinreichende Lektion: Sie verliessen die Ukraine wieder.

Rund 20 000 Freiwillige aus aller Herren Ländern waren laut Angaben aus Kiew bis Ende März in die Ukraine gereist – Männer unterschiedlichsten Alters und unterschiedlichster Motivation: ehemalige Soldaten mit Kampferfahrung, Idealisten ohne jegliche Ausbildung, solche, die helfen wollen oder – seltener – der Abenteuerlust folgen. Auch Rechtsextremisten, die mit ukrainischen Ultranationalisten sympathisieren, sind offenbar zum Kampf in die Ukraine gezogen.

Liebe, Sex, Krieg und Revolution

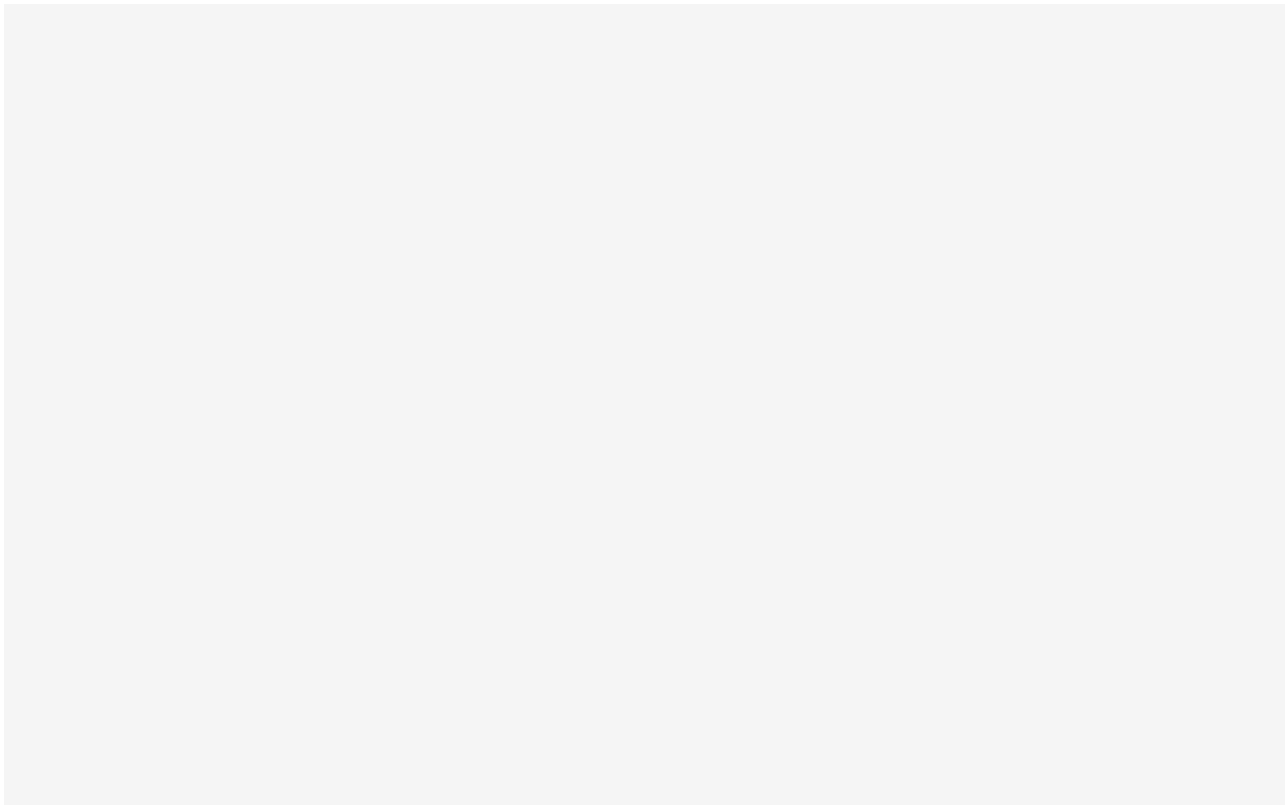
In der Summe ähneln die heutigen Freiwilligen jenen jungen Menschen, die vor rund 85 Jahren, vom Sommer 1936 an, aus freien Stücken nach Spanien zogen, um dort die Republik gegen die von General Franco, dem Oberbefehlshaber des spanischen Heeres, geführten Putschisten zu verteidigen.

Manche, die in jenem Sommer 1936 nach Barcelona kamen, hatten gar nicht die Absicht, in einen Krieg zu ziehen. Sie waren wegen der sogenannten «Volksolympiade» in der Stadt, konzipiert als Gegenveranstaltung zu den Olympischen Spielen in Berlin, der Hauptstadt des nationalsozialistischen Deutschland. Doch just an dem Tag, an dem die Spiele hätten beginnen sollen, putschten Francos Truppen. Die meisten der rund 6000 Sportler reisten daraufhin ab. Rund 200 aber blieben, ebenso zum Handeln bereit wie die ersten Kampfwilligen, die in jenen Tagen eintrafen, in einer Stadt, die zunächst ein Fest der Jugend feierte.

«Die Mischung aus Liebe, Sex, Krieg und Revolution machte trunken»,

so umreisst der Historiker Giles Tremlett in seiner grossen Studie über die Internationalen Brigaden die Atmosphäre in der Stadt – eine Atmosphäre, in der es zunächst noch möglich war, auf engstem Raum zusammengedrängt unterschiedlichste Erfahrungen und Eindrücke zu erleben – Freude und Leid, Liebe und Hass. «Wir sangen Beethovens unsterbliche Hymne auf die Brüderlichkeit, während in den Strassen von Barcelona – und so vielen anderen Städten – ein Brudermord vorbereitet wurde», erinnerte sich später der Cellist Pau Casals.

Worauf genau sie sich einliessen, war längst nicht allen Kämpfern klar – teilweise auch den Spaniern selbst nicht. «Die Rekruten waren hauptsächlich 16- oder 17-jährige Jungen aus den Armutsvierteln Barcelonas, voll revolutionärer Begeisterung, aber vollständig ahnungslos hinsichtlich der Anforderungen eines Krieges», erinnert sich der Schriftsteller George Orwell, auch er ein Freiwilliger in den Reihen der Republikaner. «Es war sogar unmöglich, sie in Reih und Glied aufzustellen. Disziplin existierte nicht: Wenn ein Befehl einem Mann nicht gefiel, trat er aus dem Glied vor und stritt sich heftig mit dem Offizier.»



Die Ausrüstung ist schlecht, die Moral noch hoch. – Kämpfer für die Republik, 1936.

Imago

Grosse Illusionen

Doch bald schon mischten sich in die Ausgelassenheit jener Sommermonate ernstere Motive. Viele, die in den kommenden Wochen und Monaten in Barcelona eintrafen, sahen den Bürgerkrieg als Ausdruck eines viel grösseren Konflikts, nämlich eines solchen zwischen Faschismus und Freiheit – einer Freiheit, die ein Teil der Freiwilligen mit Sozialismus und Kommunismus gleichsetzte.

«Weil ich glaube, dass der Faschismus ein Irrtum und die liberale Demokratie oder wahrscheinlicher noch der Kommunismus das Richtige ist», so begründete ein amerikanischer Freiwilliger seinen Einsatz. Der Bürgerkrieg sei ein «Kampf um die Seele Europas», schrieb der Dichter

Stephen Spender damals für die Zeitung «Daily Worker» in Spanien. «Ich mache mir grosse Illusionen über die Republik», legt Ernest Hemingway, in Spanien als Kriegsberichterstatter mit Sympathien für die Sache der Angegriffenen unterwegs, in seinem Roman «Wem die Stunde schlägt» einer Figur in den Mund. «Ich glaube fest an die Republik, ich glaube an sie so eifrig, wie die frommen Leute an die Mysterien glauben.»

Auch die anarchistisch motivierten Freiwilligen hatten ihre Gründe: «Wir machen keinen Krieg, sondern die Revolution», hiess es in der Zeitschrift «Acracia». Auch jüdische Kämpfer befanden sich unter den Freiwilligen. Der offen antisemitische Kurs Deutschlands trieb sie dazu, den Kampf gegen das NS-Regime zunächst in Spanien aufzunehmen. «Die Möglichkeit, dort aktiv gegen das, was ich immer gehasst habe, zu kämpfen, das war der ausschlaggebende Moment», so begründete rückschauend ein österreichischer Jude sein Engagement.

Doch nicht alle der aus über 50 Ländern angereisten Freiwilligen hatten politische Gründe. Wie jeder Krieg zog auch der in Spanien Hasardeure und verlorene Seelen an. Sie fanden sich – in geringer Zahl – auch unter den Internationalen Brigaden. «In ihren Reihen gab es Feiglinge, Psychopathen und Vergewaltiger», schreibt Giles Tremlett. «Homosexualität galt vielen als strafbar. Die Frauen wurden missachtet oder misshandelt.» Derart reaktionäre Züge gingen einher mit damals spektakulären Formen der ethnischen Emanzipation: Zum ersten Mal in der Geschichte kommandierten schwarze Befehlshaber weisse Soldaten.

Zur Tragik der Brigaden gehörte es, dass sie ebenso schlecht trainiert wie

ausgerüstet in den Krieg zogen. Auch wenn beides sich schliesslich verbesserte, standen die jungen, überwiegend kampfunerfahrenen Brigadisten einem Feind gegenüber, dessen Truppen, allen voran das in Marokko stationierte Afrika-Korps, über eine exzellente Ausbildung verfügten.

Verzweifelte Situation

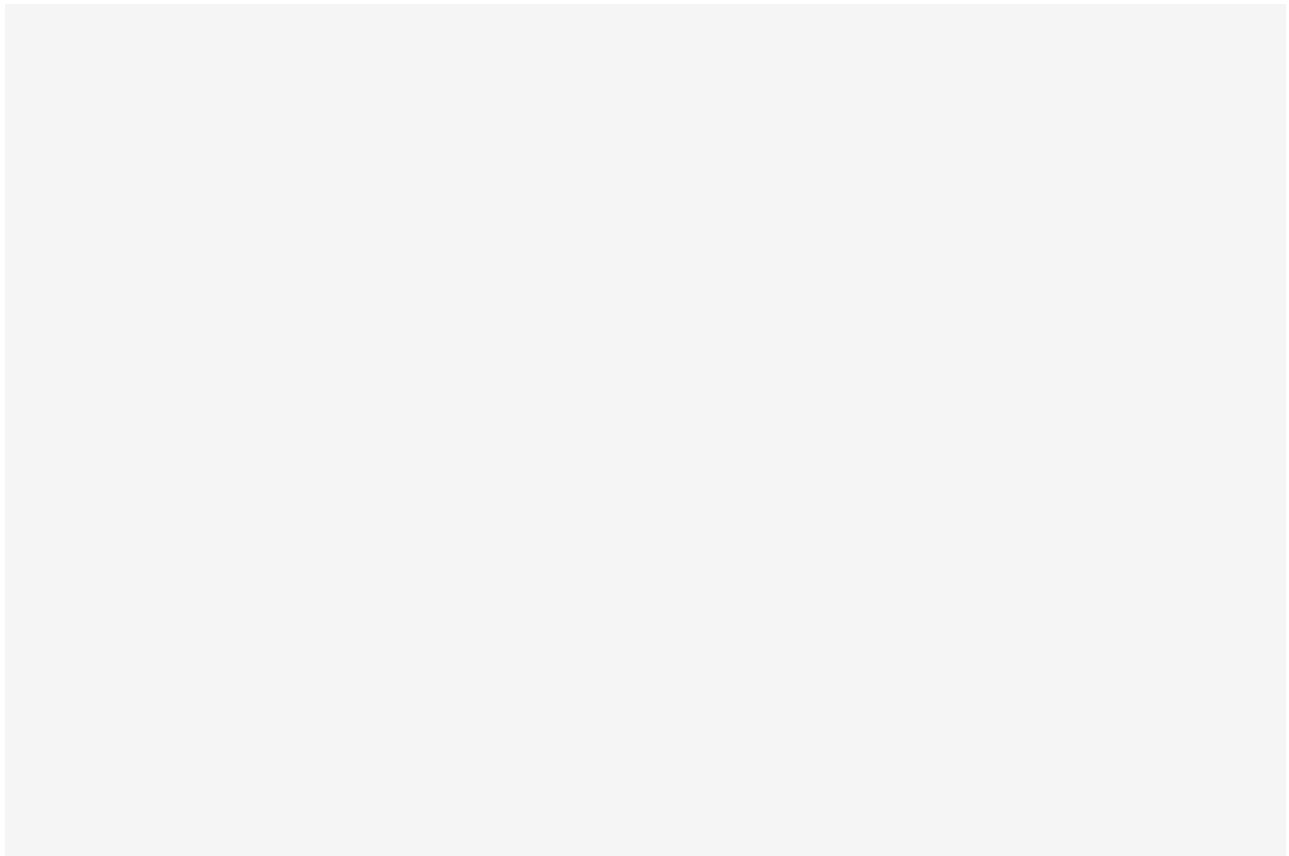
Er habe gesehen, wie Francos Truppen republikanische Formationen von bis zu zehnfacher Mannschaftsstärke aufrieben und vernichteten, schrieb der amerikanische Journalist John T. Whitaker. «Persönlicher Heldenmut unter untrainierten Soldaten reicht nicht, gegen professionelle, zudem aus der Luft geschützte Kämpfer zu bestehen. Die Republikaner kämpften in der Regel hartnäckig, bis sie den Bomben und dem Artilleriefeuer nicht mehr standhalten konnten. Ohne professionelle Offiziere und Ausbildung zogen sich die geschlagenen Republikaner in irgendein Dorf zurück und flüchteten sich in den trügerischen Schutz der Steinhäuser.»

Zudem profitierten die Aufständischen unter Franco von der Unterstützung durch Italien und Deutschland. Insgesamt schickte das NS-Regime bis zu 700 Flugzeuge nach Spanien. Diese warfen im Verlauf des Krieges eine Bombenlast von 21 Millionen Tonnen ab und brachten 110 000 Tonnen Kriegsgerät in das Land. Noch mehr Material und noch mehr Soldaten kamen aus Italien.

Zwar stellte auch die Sowjetunion erhebliche Mengen an Waffen und militärischem Gerät zur Verfügung. Doch als kriegsentscheidend erwies

sich letztlich der massive Einsatz der deutschen Luftwaffe, für deren Brutalität der Angriff auf die Stadt Guernica zur internationalen Chiffre wurde. Auch durch deren Attacken zunehmend geschwächt, sahen sich die Brigaden in einer zuletzt verzweifelten Situation: Sie standen einem übermächtigen Gegner gegenüber, erlitten Niederlage um Niederlage.

Was blieb, war eine bescheidene Hoffnung: möglichst schnell nach Hause zu kommen. «Wir sahen gut einhundert Mann, unorganisiert, auf dem Boden liegend oder sitzend», so beschrieb der amerikanische Journalist Alvah Bessie im Frühjahr 1938 eine Gruppe aufgeriebener Brigaden. «Ihre Bärte waren seit Wochen nicht geschnitten; sie waren dreckig und sahen hundeelend aus; sie stanken; ihre Kleider waren zerlumpt; sie hatten keine Gewehre, keine Decken, keine Munition, kein Geschirr, keine Rucksäcke.» So zerschissen wie die Ausrüstung, beobachtete Bessie, war auch die Moral der Brigaden: «Es herrschte eine völlige Demoralisierung, äusserste Müdigkeit, jeder war mit sich selbst beschäftigt. Gnadenlos kritisierten die Männer ihre Vorgesetzten; uns schien es wie Verrat.»



Auf alles vorbereitet: ein amerikanischer freiwilliger Kämpfer für die Unabhängigkeit der Ukraine.

Marko Djurica / Reuters

Rund ein Fünftel der internationalen Freiwilligen kamen bei den Einsätzen ums Leben, noch mehr erlitten teilweise schwere Verwundungen. Aus Sicht nicht weniger Rekruten bot sich darum nur eine Lösung an: die Fahnenflucht. Um eine Schwächung der Kampfkraft zu vermeiden, wurden ab dem Frühjahr 1937 die Pässe der Brigadisten konfisziert. Wer dennoch die Flucht wagte, wurde der Fahnenflucht bezichtigt, eines Vergehens, auf das André Marty, neben Luigi Longo einer der beiden Führer der Brigaden, mit härtesten Strafen reagierte. Der bald als «Schlächter von Albacete» bekannte Führer der französischen Kommunisten legte im Umgang mit ihnen wenig Skrupel an den Tag – auch wenn der ihm zugeschriebene Satz, er habe rund 500 Exekutionen beigewohnt, ins Reich der Legende gehört.

Auch im Krieg in der Ukraine spielt die Kampfmoral eine erhebliche Rolle. Und doch, wieder sind es offenbar Ausrüstung und Feuerkraft, die letztlich entscheidend sein dürften. Nicht umsonst appelliert der ukrainische Präsident Wolodimir Selenski nahezu täglich an die westlichen Staaten, seinem Land die benötigten schweren Waffen zu liefern. Aus seinen eindringlichen Bitten spricht die brutale Logik des Krieges: Idealismus und Mut sind ungeheuer wichtig. Aber zuletzt entscheidet die Feuerkraft.

Kersten Knipp lebt als Romanist und Publizist in Köln. 2019 veröffentlichte er das Buch «Die Kommune der Faschisten. Gabriele D'Annunzio, die Republik von Fiume und die Extreme des 20. Jahrhunderts» (Theiss-Verlag).

Passend zum Artikel

Nach dem Kampf in Syrien in die Ukraine: Warum britische Freiwillige im Krieg ihr Leben riskieren

18.03.2022



Tausende Freiwillige treten der «Internationalen Legion» der Ukraine bei – damit gehen nicht nur sie Risiken ein

09.03.2022



GASTKOMMENTAR

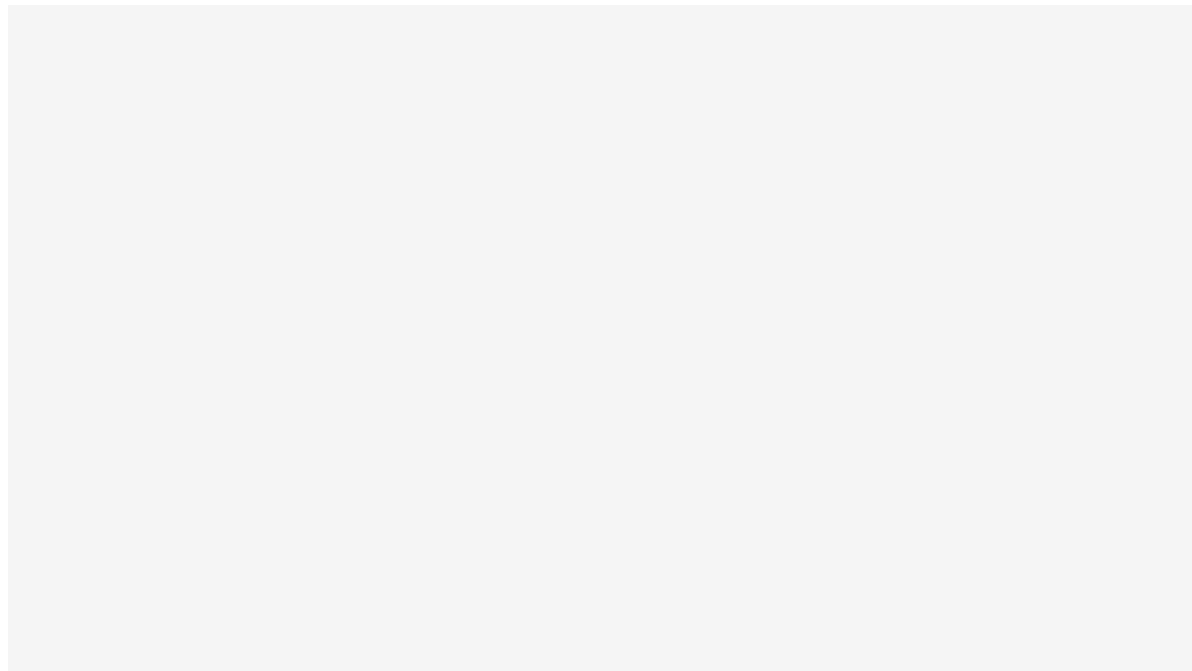
«Ich gehorche nicht» – die Geburt des Faschismus aus dem Geist der Gewalt

21.10.2019



Mehr zum Thema Ukraine

Alle Artikel zum Thema >



In der Ukraine findet Starlink endlich sinnvolle Anwendung

vor 3 Stunden



KURZMELDUNGEN

Wirtschaft: Elon Musk verkauft weitere Tesla-Aktion
+++ Samuel Meyer wird neuer Chef der Bank Cler

• Aktualisiert vor 1 Stunde



PODCAST

Auf Spurensuche im Krieg: Ein junger Schweizer wetteifert mit ausländischen Geheimdiensten

vor 3 Stunden

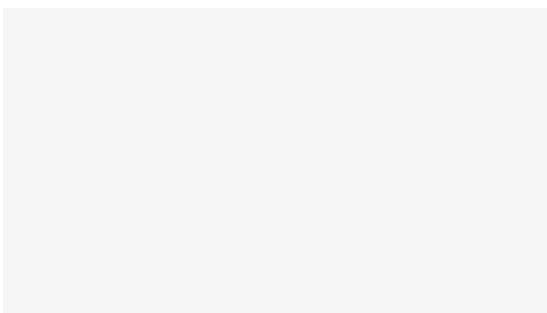


Weitere Themen

Spanien

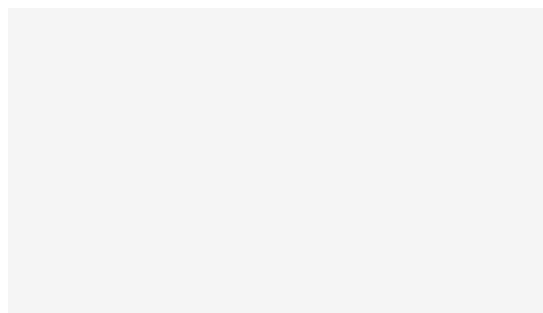
Für Sie empfohlen

Weitere Artikel >



«Grüesseh mitenand, Arbeitsmarktkontrolle»

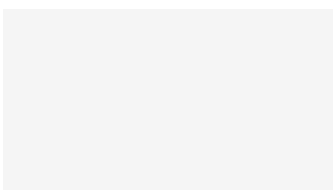
vor 3 Stunden



INTERVIEW

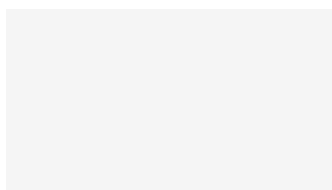
Streit um Denkmäler und Strassennamen: «Auf zornige Manifestationen sollte man nicht mit Gegenzorn reagieren»

vor 3 Stunden



Chinas Regierung fürchtet den wirtschaftlichen Absturz

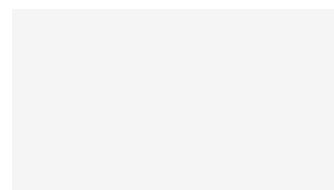
vor 3 Stunden



KURZMELDUNGEN

Kultur: Pariser Königin der Nacht ist für immer eingeschlafen +++ Wiener Theater wagt sich an Tom Stoppards Wiener Familiengeschichte

• Aktualisiert
01.05.2022



Der romantische Dichter Novalis schrieb im Halbtraum von einer neuen Zeit, die er selber nicht mehr erleben sollte

vor 3 Stunden



Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.